

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 11

Artikel: Nordsee-Luft : Helgoland
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seine Seite: „Mutter, sieh doch die Pracht da unten!“

Als Frau Rot neben ihn trat, legte er plötzlich die Arme um ihre Schultern und preßte sie an sich. „Ist die Welt nicht reich, Mutter?“ fragte er. Sein Gesicht war heiß von seinem Glück, die ganze Wucht seines Lebensmutes brach aus seinem Blick.

Frau Jakobea machte sich langsam von seinen Armen frei und blickte ihn groß und kühl an.

„Darf ich dir denn nicht zeigen, daß du mir lieb bist?“ fragte er.

„Gewiß,“ entgegnete sie. „Du hast mich lieb, Sohn. Aber laß uns nicht Theater spielen. Die Liebe hat Schlacken, so braucht sie nicht groß zu tun.“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte er. Er war fast mehr erschreckt als schmerzlich berührt.

„Du bist wie wir alle. Eines Tages wird deine Liebe falsch sein.“

„Gegen dich doch nicht.“

„Auch gegen mich.“

„Du bist verbittert, Mutter. Es ist eine Sünde, wie verbittert du bist.“

Jetzt erst regte sich in ihm der Schmerz über ihre Worte. Jäh entnüchtert verließ er sie und war von da an furchtsam geworden.

Wohl brach sich das Glücksgefühl wieder Bahn in ihm und überwand die Enttäuschung über die Kälte der Mutter, aber die Liebe, die er immer gleich für sie empfand, wagte sich nicht mehr so recht hervor. Den Blick, mit dem Frau Jakobea ihm bei jenem Hinausgehen gefolgt war, hatte er nicht gesehen. In diesem Blick aber hatte ihre Liebe gelegen, die sie niederhielt, weil sie selbst von dem Menschen, der ihr Sohn war, klein dachte, und weil sie sich zwang, auch dieses einen nicht zu bedürfen auf der einsamen Lebenshöhe, die sie erstiegen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Leben.

Die Drossel pfeift im Hollunderbaum:
Das Leben ist Flug in Licht und Raum,
Ist Lenz und Lieb' und Hochzeitsfest
Und Füttern der Jungen im Reisigneß.

Der Rabe krächzt dir die Ohren taub:
Das Leben ist Mord und Gewalt und Raub,
Und wer am meisten gestohlen hat,
Der wird geehrt und der schlingt sich satt.

Und ein Dichter, der summt unterm Eichenbaum:
Das Leben ist ewiger Wunsch und Traum,
Ein flüchtig Wandern die Welt entlang
Nach Blüt' und Duft und holdem Klang. Jacob Heß.

Nordsee-Luft.

Von Ernst Eschmann.

Helgoland.

Zum Reisen braucht's Glück. Ich hatte es. Wer in einem so regenreichen Sommer just dann immer blauen Himmel findet, wenn sein Unternehmen die Gunst der Sonne braucht, hat doppelten Grund zur Freude. Meine Fahrt nach Helgoland war von allen guten Geistern begleitet. Am Abend vorher wußte man noch nicht, was die Wolken im Schilde führten. Am Morgen aber waren sie fort. Es lag jedoch ein ordentlich dichter Nebel über der Stadt. Aber bald hoben sich die Schleier, und unser Schiff, die weiße „Cobra“, glänzte in der Sonne. Man fand herrlich Gelegenheit, auf Deck zu spazieren, auf dem obern wie auf dem untern, vorn an der Spitze zu stehen, wo die Wasser sich teilten, oder zuhinterst, wo der Kiel einen leuchtenden Schweif nach sich zog.

Die Passagiere hatten es eilig, sich Liegestühle geben zu lassen und so in süßem Nichtstun die Fahrt zu verträumen. Ich aber mußte immer unterwegs sein; denn es gab auch immer etwas zu sehen. Mein Herz klopfte rascher, als ich an Blankenese vorbeifuhr. Ich erinnerte mich der köstlichen Stunden, die ich auf dem Süllberg verbracht, und nun war ich selbst Gast auf einem der Schiffe, wie ich so manchem von oben nachgeschaut hatte. Mit der offenen Karte in der Hand blickte ich ins flache Land hinaus und nach den kleinen Dörfern, die sich in der Nähe des Stromes angesiedelt hatten. Es waren nicht eben bemerkenswerte Plätze. Nur ein paarmal schaute man aufmerksamer hin, wo kleine Flüsse der Elbe sich zugesellten und natürlich da, wo der Nordsee-Kanal sich mit der Elbe vereinigte. Male- rische Fischerbarcken begegneten uns, größere



Helgoland. Reede und Düne.

Schiffe und Überseedampfer, denen gegenüber unsere „Cobra“ gar bescheiden sich ausnahm, ob-schon sie durchaus sich auch zeigen lassen durfte.

Wie in einem guten Familienhotel fühlte man sich aufgehoben. Wer noch einmal frühstücken wollte, fand Gelegenheit dazu. Suppen in Tas-sen wurden herumgereicht, und ein geräumiger Speisesaal war da, der um die Mittagszeit guten Besuch erhielt.

Die Strecke von Hamburg bis Cuxhafen macht 116 Kilometer aus und wird von den Schiffen in dreieinhalb bis vier Stunden zurückgelegt. Man hat also ausgiebig Gelegenheit, sich des ruhigen Wassers zu erfreuen. Wie dann die offene See sich gebärdet, weiß man noch nicht. Doch ein Tag, wie er mir beschieden war, ließ das Beste hoffen.

Als das weite Meer sich geöffnet hatte und ich nach dem unendlich fernen Horizonte schaute, dahin, wo Himmel und Wasser sich berührten, stieg mir eine Freude in die Augen, die ich als Geschenk des reinsten Glückes hinnahm. Nun war es auch gewiß, daß kein Sturm unsere Fahrt beunruhigte, und als ich von Matrosen hörte, wie übel die Wogen vor wenigen Tagen ihr

Schiff geschaukelt und den Passagieren arge Ent-täuschungen bereitet hatten, war ich für diese seltenen Stunden auf offener See doppelt dank-bar. Gerade der Schweizer genießt sie als etwas Großartiges, Ungewohntes, da seine Heimat mit andern Bildern und Stimmungen aufwartet. Der Reiz des andern, nicht Alltäglichen prägt die Eindrücke noch fester ein, und ich habe nie genug bekommen, hinaus nach der grünen Fläche des Meeres zu schauen und mich zu belustigen an den Möven, die in unermüdlichen Bogen und Kreisen sich unserm Schiffe näherten und das Weite suchten.

An Begegnungen aller Art fehlte es nicht. Interesse erweckten die Feuerschiffe, die gefähr-liche Untiefen bezeichneten. Das Meer hatte hier seine Tücken und verlangte vom Steuermann größte Aufmerksamkeit, wenn er nicht plötzlich auf Grund stoßen wollte.

Nach einer guten Stunde war für das scharfe Auge ein heller Streifen erkennbar, und eine Be-wegung teilte sich allen Fahrgästen mit: Helgo-land! Die Felseninsel tauchte aus dem Meer. Immer sichtbarer wurde sie, und immer mehr Einzelheiten konnten wahrgenommen werden. Es

schien je länger je mehr, daß das viel zitierte Sprüchlein recht hatte:

Grön is dat Lunn,
Roed ist de Rant,
Witt is de Sunn...
Deet is det Woopen
Van't „hillige Lunn“.

(Grün ist das Land, Rot ist die Rant (der Fels), Weiß ist der Sand; das sind die Farben von Helgoland.)

Man raffte seine Siebensachen zusammen und machte sich bereit, an Land zu gehen. Aber zuerst galt es, ein kleines Abenteuer zu bestehen. Das Schiff stoppte draußen im Meer, und gleich begann auch das Ausbooten. Man stieg über eine an Seilen hängende Treppe in ein kleines Motorboot, das seetüchtige Leute führten, und alsbald betrat man das Ufer und hatte festen Boden unter den Füßen.

Die Landungsbrücke führt zu einem kleinen, engen Städtchen, das modernen, etwas farblosen Charakter trägt. Die Häuser rücken nahe aneinander heran. Straßen und Gäßchen schlängeln sich durch. Es gilt, den knappen Boden tüchtig auszunutzen. Am Ufer warten Seeleute und Fischer auf Arbeit, und kaum ist man an Land, wird man von jungen Helgoländerinnen mit Angeboten von Pensionen und Hotels bestürmt. Die Insel ist auf die Fremden angewiesen. Wie würden sonst die etwa 3000 Ansässigen ihr Leben fristen auf einem Boden, dessen Felsen nur mit einer sehr dünnen Humusschicht überzogen sind. Als einziges fruchtbares Gelände fand ich einen gro-



Helgoland. Beim Ausbessern des Netzes.

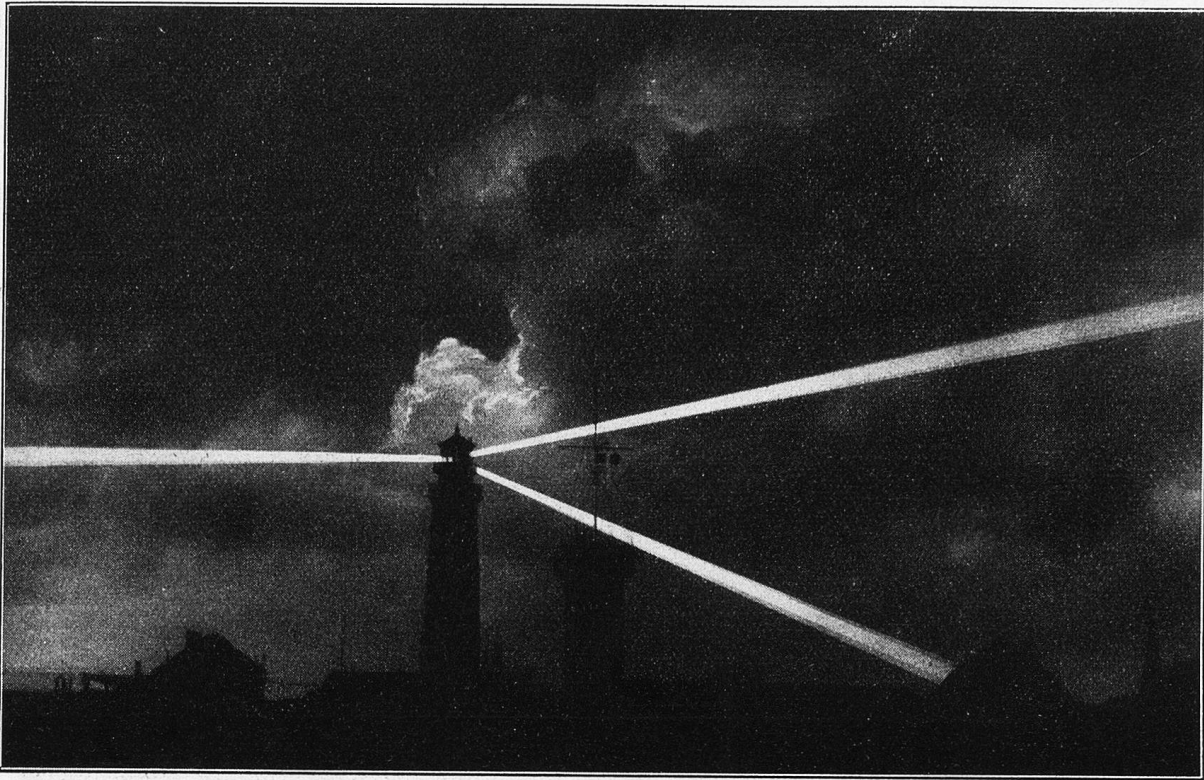
ßen Kartoffelacker, nur ein paar Bäume. Etwas Weideland schafft Futter für Schafe und Ziegen.

Gleich hat man das kleine Stück Boden, auf dem das „Unterland“ aufgebaut ist, durchquert. Man steht an einem gegen 60 Meter hohen Felsen und ist froh, sein Gepäck in einen Aufzug stellen zu können und mit ihm ins „Oberland“ zu fahren. Ins Oberland! Es belustigt den Schweizer, wie die Helgoländer dieses verhältnismäßig unbeträchtlichen Höhenunterschiedes wegen gleich von einem „Oberland“ reden. Raum hat man den Lift verlassen, öffnet sich ein schöner, freier Blick auf das untere Städtlein, aufs Meer hinaus und auf unser Schiff, das uns hieher gebracht hat. Dieser Blick in die Unendlichkeit tut wohl. Ich stellte mich an den Falm, den gut gepflasterten Weg, der oben am Rande des mächtigen Helgoland-Felsens sich hinzieht und freute mich der eigenartigen Rundschau. Man entdeckt den kleinen Fischerhafen, in dem viele Boote liegen, und man vernimmt den quietsenden Lärm einer Baggermaschine, die Erde aushebt, um einen größeren Hafen zu schaffen.

An diesem Falm hatte ich bald ein angenehmes Heim gefunden, und alsogleich rückte ich auch aus, um den berühmten Rundgang um die Insel zu unternehmen. Zuerst ist der Weg noch flankiert von Läden, von Pensionen und Hotels. Dann gelangt man auf die freie Ebene, und ungehindert schweift der Blick nach allen Richtungen, jählings hinunter an den Rand des Felsens, wo das Meer mit weißen Schaumkapseln heranzuschäumt. Damit es den Stein nicht weiter zernagen kann, wurde ihm eine künstliche Mauer vorgebaut, die wie ein Kranz fast überall das Eiland umgürtet. Die Insel hat die Form eines Keiles, dessen Ostspitze der Sathurn bildet, eine Platte, die zu ruhigem Verweilen einlädt. Die Gesamtoberfläche der Insel macht etwa einen halben Quadrat-Kilometer aus. Nahezu eine Stunde nimmt der Rundgang in Anspruch, wenn man in Ruhe alles ansehen will.

Dieser Falm, überhaupt das „Oberland“, ist das Paradiestück der Insel. Hier steht auch der mächtige Leuchtturm, der gleichzeitig drei Strahlen aussendet, die nachts in ewig gleicher Drehung die Insel bestreichen und mit einer Sichtweite von nahezu 40 Kilometern den Schiffen im Meere draußen willkommene Orientierung geben.

Und dort! Was entdeckte ich dort? Kanonen! Das schaut ja recht kriegerisch aus. Die Rohre



Helgoland. Leuchtturm und Signalstation bei Nacht.

sind schon montiert. Es braucht nur die Zündung, und der Schuß donnert übers Meer. Helgoland wird neu befestigt. Erdbewegungen werden vorgenommen. Arbeiter haben zu tun. Tafeln verbieten aufs strengste, photographische Aufnahmen zu machen, und jegliche Zeichnung und Skizze ist dem Besucher untersagt. Es gilt wohl, die zwangsweise nach dem Friedensvertrag von Versailles zerstörten Befestigungen wieder herzustellen, auch wenn Anschläge in den Passagierdampfern nach Helgoland die Fremden eines bessern belehren wollen! Mars regiert. Wirklich! Da kreuzt ja auch ein Kriegsschiff vorbei. Von der Meldestation wird unaufhörlich nach dem Dampfer signalisiert. Was soll geschehen? Von vorübergehenden Einheimischen fange ich ein paar Worte auf. Es soll gleich übungsweise scharf geschossen werden. Ein Zielschiff mit hohen Wänden ist unterwegs. Ich halte an und verfolge gespannt die langen Vorbereitungen. Da blitzt es aus einem Rohre. Nach einer kurzen Weile dröhnt ein mächtiger Donner über das Meer. Es blitzt wieder und donnert. Dieses eine Schiff mit seinem speienden Geschütz läßt ahnen, wie eine Schlacht zur See aussehen mag. Etwas Grauenvolles, die Herzen Aufwühlendes muß es sein. Blitz und Krach! verzehn-, verhundertsacht! Und meine Phantasie fängt an zu spielen. Ein

Volltreffer! Eine Explosion! Ein Schiff neigt sich zur Seite. Tausende von Schicksalen erfüllen sich. So hat Gorch Fock sein Ende gefunden. Nein, ich will mir das Bild nicht weiter ausmalen. Hier vom sichern Blickpunkt bin ich nur Zuschauer, aber eine Ahnung geht mir auf von der Härte und Wildheit des Krieges zur See.

Nachts habe ich das Schauspiel noch einmal gehabt, mächtiger, grauenvoller. Ich stand wieder am Südhorn. Der Mond war aufgegangen und legte eine silberne Straße übers Meer. Die drei Strahlenbündel des Leuchtturms drehten sich über der Insel, und alle fünf Sekunden stand man plötzlich im Licht dieses Scheinwerfers. Das Städtchen war zur Ruhe gekommen. Ein kleines Trüpplein von einheimischem Seebold harrete noch des Schauspiels. Ich versuchte, ihr Friesisch zu verstehen. Unmöglich! Und doch waren es germanische Laute. Die Nacht macht nachdenklich. Menschen, die unterm selben Eindrucke stehen, löst sie die Zunge. Die guten Seeleute erzählten mir auf Hochdeutsch, das sie in der Schule lernen, mancherlei Interessantes aus ihrem Leben. Es war kein Spaß, die letzten Jahre und besonders während des Weltkrieges. Ganz Helgoland mußte geräumt werden. Vier Jahre wurden die Leute auf dem Festland angesiedelt, und sie wußten nicht, was mit ihrer Insel geschah, mit ihrem

Hab und Gut, mit ihren Häusern. Seekämpfe haben sich hier herum ein paarmal abgespielt. Aber die Siedlung blieb verschont, und erst, als das große Völkerringen zu Ende war, durften die Bewohner wieder nach Helgoland, in ihre Heimat, zurückkehren.

Aber, was bereitet sich dort vor? Leuchtflugeln steigen in die Luft. Wie große Laternen hängen sie im dunkeln Himmel; immer sind es ihrer mehr, und jetzt donnert auch das Geschütz. Ein Blitz aus seinem Rohr. Und noch einmal wird mit unheimlicher Deutlichkeit die Wirklichkeit eines Seegefechtes heraufbeschworen. Die Schüsse folgen sich in ungleichen Abständen. Der Gegensatz der späten, stillen Stunde und der Lärm der Geschütze prägt einen Eindruck, der mir nicht mehr verlöschen kann.

Man wird sich deutlich bewußt, daß man hier auf historischem Boden steht. Schon mancher Kampf ist um den Besitz dieser Insel ausgefochten worden. Von Hand zu Hand ist sie gegangen. Anfang des 18. Jahrhunderts haben die Dänen die Insel erobert. Dann sind die Engländer gekommen und wieder die Dänen. Im Jahr 1890 fiel Helgoland im Austausch gegen Sansibar ans Deutsche Reich und wurde Schleswig-Holstein angegliedert. Die Aufgabe fiel ihm zu, als mächtige Festung die Elbe-, Weser- und Jademündung zu bewachen.

Das Bild, das heute Helgoland bietet, deutet nicht auf Frieden, und schwer nur glaubt man an die Bedeutung seines Wortes: Helgoland, heiliges Land!

Der andere Morgen brachte eine Enttäuschung. Der Himmel hatte sich überzogen, es regnete. Es regnete in Strömen. Die Insel war in einen fließenden Bach verwandelt. Besonders im Unterland war kein trockener Fleck zu finden. Helgoland braucht Regen. Man sammelt ihn und läßt ihn in Zisternen fließen. Die Insel besitzt keine Quellen, die Süßwasser spenden. Trockene Zeiten können hier zur Katastrophe auswachsen. Aber so, wie es heute schüttet, das ist auch beinahe eine Katastrophe. Was fange ich an?

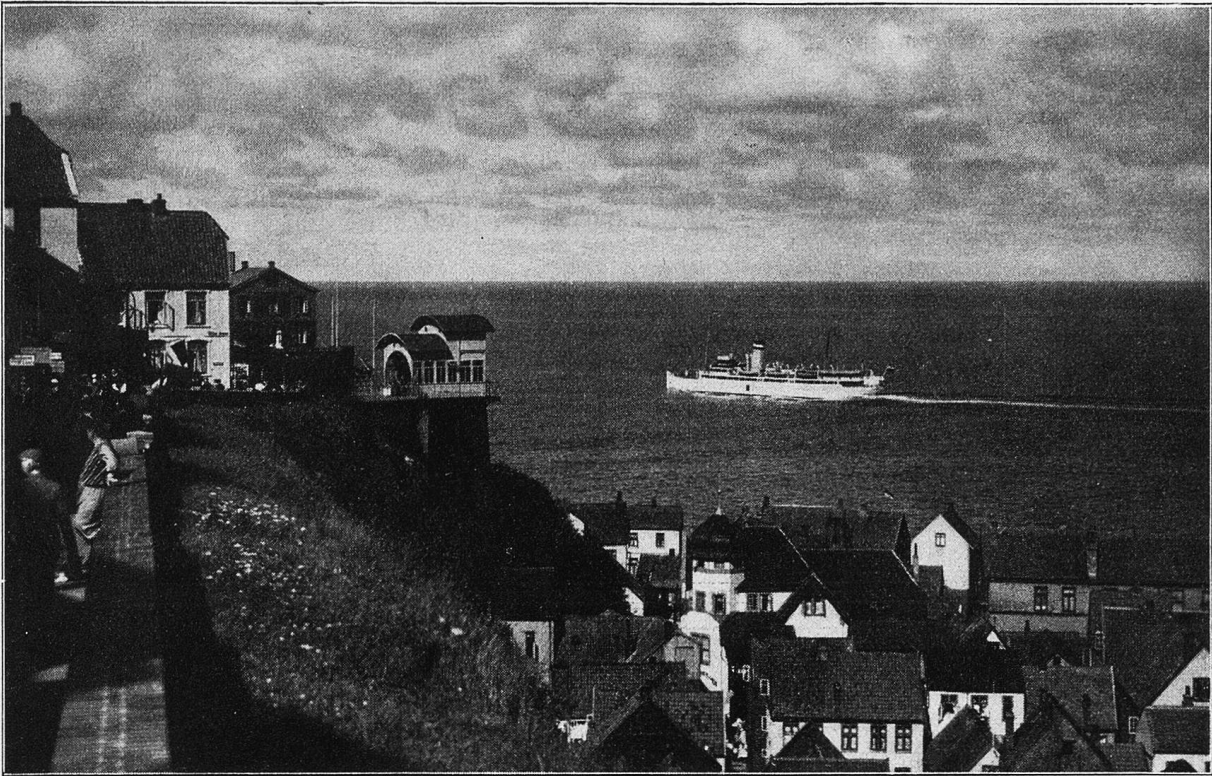
In Helgoland ist man in solchen Stunden nicht verlegen. Man besucht das neue Aquarium und hat genug zu tun. Was die Nordsee an Krebsen und Hummern, an Quallen und Muscheln und Schnecken, an kleinen und großen Fischen aller Art beherbergt, wird hier in vorbildlicher Weise gezeigt. Die Ausstellung ist von einer verblüffenden Vollständigkeit und bildet einen Anziehungspunkt ersten Ranges. Ich kam nicht mehr

los. Die Entwicklung des Hummers wird hier besonders schön veranschaulicht. Die Hummer sind in Helgoland zu Hause. Der Fang von Hummern ist hier das einträglichste Gewerbe. So ein Seegrund, was ist das für ein Dorado für Wesen aller Art. Um geschützt zu sein, passen viele ihr Äußeres der Farbe des Bodens an. Auch ihr Leben ist ein harter Kampf um die Existenz, und ein einziges großes Kampffeld ist das Wasser zwischen der Oberfläche und dem trügerischen Boden, ob es nur ein paar oder hunderte von Metern tief ist. Auch hier verschwendet die Natur unendliche Schönheit. Blumen des Meeres öffnen und schließen sich. In durchsichtigen Farben bilden die Quallen Gebilde wie Fallschirme; Einsiedlerkrebse suchen leere Muscheln zu ihrer Behausung auf, und wie goldene Sonnen leuchten „Sterne“ und strecken ihre Arme aus.

Es regnete weiter, als ich das Aquarium verließ. Man hüpfte von Stein zu Stein. Die ungeduldigen Fremden schüttelten ihre Köpfe. Am Nachmittag hatte der Himmel ein Einsehen. Ich fuhr nach der Düne hinüber. Die Düne ist der Badestrand von Helgoland. Eine mächtige Springflut muß sie schon vor über 200 Jahren von der Insel getrennt haben. Drüben ist schöner Sand. Strandkörbe stehen herum, und an warmen Tagen entwickelt sich ein reges Badelben. Heute sind die Rabinen beinahe leer. Auch das große Restaurant hat wenig Besuch bekommen. Gerne kehrt man wieder zurück. Man steigt in die breiten Motorboote und hat eine Freude an den markanten Typen der Seeleute. Im Pavillon am Strand spielt ein Orchester, und die Fremden gucken den Himmel ab, ob sich nicht irgendwo eine Lücke bilden will.

Der Naturforscher findet noch manches, das in seinen Interessentkreis schlägt. Die Biologische Station lockt, das Nordsee-Museum und die Warte, die sich mit dem Zuge der Wandervögel befaßt, die zu bestimmten Zeiten auf Helgoland halt machen. Beringungen werden vorgenommen und mancherlei Beobachtungen festgehalten.

Dann ist es immer wieder der Spaziergang am Falm, der die Gäste festhält. Der Regen hat aufgehört. So mache ich noch einmal den Rundgang. Unheimlich brüllt in regelmäßigen Zeitabständen die Kuh. So bezeichnen die Einheimischen den Ruf des Rebelhorns, das ganz vorne an der Nordspitze sitzt und den Schiffen seine Zeichen gibt. Dort ragt auch als kühne und wilde Säule,



Helgoland. Falm mit Fahrstuhl.

vom Riesenblock der Insel losgetrennt, ein einsamer Fels aus dem Meere, die „lange Anna“. Und dort, an der Westseite, sitzt der Lummenselsen, wo im Mai und Juni Tausende dieser Vögel brüten. Die Helgoländer sind leidenschaftliche Jäger. Wenn die Zeit heranrückt, da die Schnepfen durchziehen, sind sie nicht mehr zu halten. Sie holen ihr Gewehr und legen sich auf die Lauer. Was vor ihr Rohr kommt, ist des Lebens nicht sicher: Stare, Krähen, Eulen, Bekassinen, Blässhühner und Schwarzdrosseln.

Ein Denkmal erinnert im Unterland an den deutschen Dichter Hoffmann von Fallersleben. Hier schrieb er, in einem bescheidenen Hause des Oberlandes als Flüchtling sein berühmt gewordenes Deutschlandlied. Ein Heimatlied, aus innerer Not, aus Liebe und Sehnsucht geboren, übt Zaubergewalt. Und wie es der Sänger gesungen, so ist es begeistert von Hunderttausenden, ja von Millionen aufgenommen worden.

Helgoland ist schon als „Perle der Nordsee“ gepriesen worden. Die Insel ist ein eigenartiges, ja phantastisches Gebilde. Ein kühner Einfall der Natur, so mutet sie an, und man ist versucht zu fragen: wie entsteigt sie so unvermittelt dem Meere? Geologen erzählen von einer älteren Landoberfläche, die die lockern eiszeitlichen Ab-

lagerungen durchbricht, gleich wie die Insel Rügen. Das sind Bodenverhältnisse und Erdbewegungen, an die wir nicht mit menschlichen Maßstäben herankommen, und keine Zeitenuhr berichtet uns die Stunde, das Jahrtausend und die Epoche, die Helgoland aus dem Meere hat emportauchen lassen.

Als bizarre Erscheinung wird sie immer Bewunderer anziehen. Aber Vergleiche mit andern Felseninseln tun ihr nicht gut. Wohl sagt das Sprüchlein: Grün ist das Land. Aber die Vegetation Helgolands ist spärlich. Der Botaniker ist mit seiner Ausbeute bald zu Ende. Rußpflanzen gedeihen sehr spärlich. Der fette Boden fehlt. Der kahle Felsen ist dem Leben feind. Wer die Felseninsel Capri bei Neapel kennt, wer einmal durch ihre üppigen Zitronen- und Orangenkulturen gegangen ist, wer sich niedergelassen hat in einer sonnigen Pergola, in der die reifen Trauben durch das Laub guckten, oder wer an einem heißen Tage den Schutz und Schatten einer Pinie aufgesucht hat, der findet das Gräslein oben am Falm doppelt mager. Es ist vielleicht nicht recht, den Norden gegen den Süden auszuspielen. Wer aber beides kennt, hält unwillkürlich die Eindrücke nebeneinander. Zugegeben: es sind zwei Welten. Beide sind vom Meer umrauscht, über beide wölbt sich der gleiche Himmel.

Aber die Boden- und Lebensverhältnisse schaffen unüberbrückbare Gegensätze.

Wer beim Eindunkeln an einem klaren Tage einmal vom Oberland aus in die Weite des Meeres hinausgeschaut hat oder eine Nacht mit Sternen unter dem Drehfeuer des Leuchtturmes verlebt, wird bekennen: auch hier ist Poesie, und er wird begreifen, warum die Einheimischen so sehr ihr Herz an diese Insel hängen.

Auf Helgoland habe ich ein schönes, neues Buch gelesen, das diesem Eiland gewidmet ist und mit Begeisterung ein Bild entwirft von die-

ser Insel, von ihren Eigentümlichkeiten und dem starken und gesunden Friesenvolke, das hier wohnt. Dieses kurzweilige Buch von Friß Otto Busch: Das Buch von Helgoland, schließt mit den warmen, von Herzen kommenden Worten, mit denen auch ich meine Schilderung beenden kann: „Wer einmal auf Helgoland war, der kehrt zurück zur einsamen Insel in der Nordsee wie zu einer Geliebten. Es ist der ewige Dreiklang, der nachschwingt, lockt und mitreißt, der Dreiklang aus Meer, Felsen und Wind, und die silberne Ferne weit hinter den unruhigen, wogenden Linien der Kimm — ja: die silberne Ferne —“.

Der Runenstein.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz ich mit meinen Träumen.
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

Heinrich Heine.

Sturm auf See.

Von Justus Schmiedel.

Ich stand auf dem Deck des auf und nieder schwankenden Dampfers, und wieder war es tief-schwarze Nacht. Als führe das Schiff durch dichte Dunstwolken, so atembeklemmend schwül war die Luft. Da plötzlich ein grelles Aufleuchten am Firmament, das jeden Gegenstand an Deck, das sanft leuchtende Meer fahl aufleuchten ließ und in der Ferne, tief am Horizont, eine schwefelgelbe Wolke zeigte, die, mit der See verschmelzend, sich scharf und drohend von dem sternlosen Dunkel des Nachthimmels abhob. Eine Sekunde nur dauerte das Leuchten, dann war alles wieder in Finsternis gehüllt. Wieder zuckte es auf, und in der Ferne grollte es leise. — Oben auf der Kommandobrücke wurden Stimmen laut. Matrosen mit Laternen in den Händen stiegen die Treppe hinab, leuchteten das Deck ab und jagten die schlafenden Eingeborenen auf. Stühle, Sonnendächer, alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde entfernt. Immer heller zuckten die fernen Blitze und beleuchteten die schwefelgelbe Wolke, die mit rasender Geschwindigkeit heraufzog und sich über den Nachthimmel ausbreitete. Immer ruhiger schien das Meer zu werden, immer drückender die Luft.

„Wird gleich ein Höllenkonzert geben!“ Ein Matrose rief es mir zu, der eilend über das Deck ging. Da fuhr der erste Blitz herab, so grell, daß

ich geblendet zurücktaumelte. Ins Ungeheuerliche schien sich die Wolke auszudehnen, eine kompakte, schwefelgelbe Masse mit säulenförmigen, rotierenden Fühlern, die drohend in das Meer hinabhängen. Knatternd krachte der Donner, und die ersten, feuchtwarmen Windstöße fuhren über das Schiff. Nun brauste es heran, heulend und pfeifend. Um mich her zuckten die Blitze, knatterte und krachte es, als ob die Mächte der Hölle losgelassen seien. Lauwarmer Regen in dichten Strömen klatzte auf das Deck nieder, als ob ich mich in einem Sturzbade befände und Kübel voll Wasser über mich ausgegossen würden. Immer heftiger wurde das Ungewitter. Schwer wie flüssiges Blei, beim Scheine der zuckenden Blitze, erschienen die Wogen, die langsam höher und höher schwellen und auf ihren Rücken weiße Schaumklappen trugen. Ein Inferno da draußen, ein heulender, brüllender Aufruhr in den Lüften, ein krachendes, ohrenzerreißendes Getöse, — der Himmel eine schwefelgelbe, mit zuckenden, schlängelnden Blitzen feurig belebte Masse. Da rollte eine mächtige Woge heran, schwellend und siedend, wie eine lebendige Mauer, die alles, was in ihren Bereich kam, zu erdrücken, zu verschlingen drohte. Ein Zittern durchbebte den mächtigen Dampfer. Spielend, als sei er eine Rußschale, hob ihn die Woge auf ihren breiten Rül-